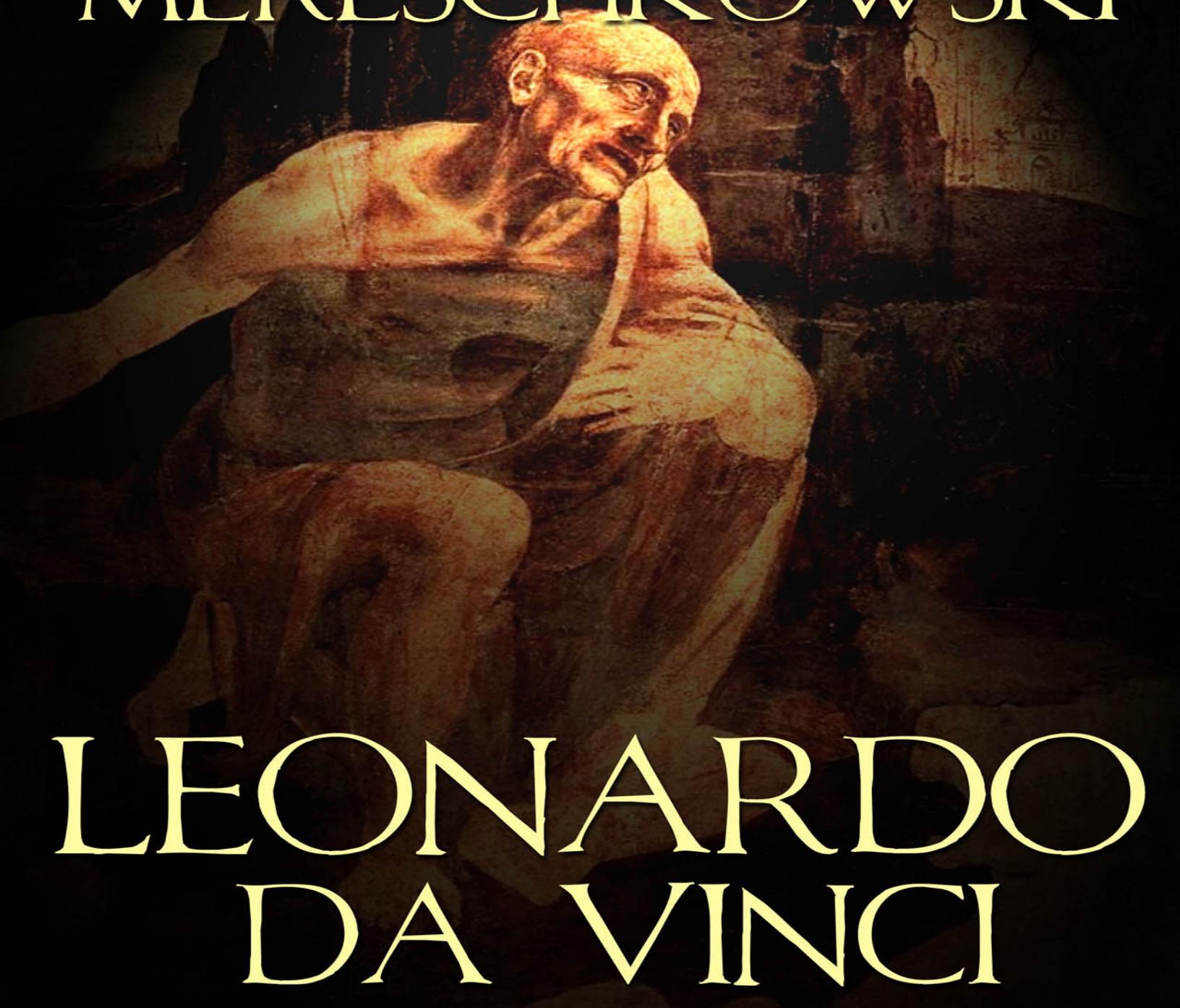


DMITRI
MERESCHKOWSKI



LEONARDO
DA VINCI

IM LICHT DES WISSENS

B
BRUNNEN

BAND 3 / 3

LEONARDO DA VINCI

von

DMITRI MERESCHKOWSKI

Historische Roman-Trilogie

Übersetzt von
Alexander Eliasberg

BAND 3

Dieses Buch ist Teil der BRUNNAKR Edition: Fantasy, Historische Romane,
Legenden & Mythen.

BRUNNAKR ist ein Imprint des apebook Verlags.

Nähere Informationen am Ende des Buches oder auf:
wwwapebookde

1. Auflage 2020
V 1.0

ISBN 978-3-96130-342-7

Buchgestaltung/Coverdesign: SKRIPTART
wwwskriptartde

Alle Rechte vorbehalten.
© BRUNNAKR/apebook 2020



Bleibe auf dem Laufenden über Angebote und
Neuheiten aus dem Verlag mit dem lesenden Affen
und

abonniere den kostenlosen apebook Newsletter!

Erhalte zwei eBook-Klassiker gratis als Willkommensgeschenk!

Du kannst auch unsere eBook Flatrate abonnieren.

Dann erhältst Du alle neuen eBooks aus unserem Verlag (Klassiker und Gegenwartsliteratur)

für einen sehr kleinen monatlichen Beitrag (Zahlung per Paypal oder Bankeinzug).

[Hier erhältst Du mehr Informationen dazu.](#)



Der
“CHRIST UND ANTICHRIST”-Zyklus
von Dmitri Mereschkowski

[JULIANUS APOSTATA](#) (3 Bände)

[LEONARDO DA VINCI](#) (3 Bände)

[PETER DER GROSSE](#) (3 Bände)



Der erste Band der drei Trilogien ist jeweils kostenlos!

Inhaltsverzeichnis

[Leonardo da Vinci. Band 3](#)

[Impressum](#)

[Zwölftes Buch. Aut Caesar - Aut Nihil](#)

[I](#)
[II](#)
[III](#)
[IV](#)
[V](#)
[VI](#)
[VII](#)
[VIII](#)
[IX](#)
[X](#)
[XI](#)
[XII](#)
[XIII](#)
[XIV](#)
[XV](#)
[XVI](#)
[XVII](#)

[Dreizehntes Buch. Das scharlachfarbene Tier](#)

[I](#)
[II](#)
[III](#)
[IV](#)
[V](#)
[VI](#)
[VII](#)
[VIII](#)
[IX](#)
[X](#)
[XI](#)

XII

Vierzehntes Buch. Monna Lisa Gioconda

I

II

III

IV

V

VI

VII

Fünfzehntes Buch. Die heilige Inquisition

I

II

III

IV

V

VI

Sechzehntes Buch. Leonardo, Michelangelo und Raffael

I

II

III

IV

V

VI

VII

Siebzehntes Buch. Der Tod. Der geflügelte Vorläufer

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

[X](#)
[XI](#)
[XII](#)
[XIII](#)
[XIV](#)
[XV](#)
[XVI](#)

[Eine kleine Bitte](#)

["Christ und Antichrist" Gesamtüberblick](#)

[BRUNNAKR Edition](#)

[Buchtipps für dich](#)

[A p e B o o k C l a s s i c s](#)

[N e w s l e t t e r](#)

[F l a t r a t e](#)

[F o l l o w](#)

[A p e C l u b](#)

[L i n k s](#)

[Zu guter Letzt](#)

Zwölftes Buch.
Aut Caesar - Aut Nihil

I

»Wir, Cesare Borgia di Francia, von Gottes Gnaden Herzog der Romagna, Fürst von Andria, Herr von Piombino usw. usw., der heiligsten Römischen Kirche Bannerträger und erster Kapitän, befehlen allen Unsern Statthaltern, Kastellanen, Heerführern, Condottieri, Officiali, Soldaten und Untertanen, Unsern ersten Baumeister und Mechaniker Leonardo Vinci freundlichst aufzunehmen, ihm, sowie allen seinen Begleitern freien Durchgang ohne Erhebung von Brückenzöllen und sonstigen Abgaben zu gewähren, ihm das Messen und Besichtigen eines jeden Gegenstandes in Unseren Schlössern und Festungen zu gestatten, die nötigen Mannschaften beizustellen und ihm auch sonst mit größtem Eifer behilflich zu sein. Wir übertragen dem erwähnten Leonardo die Aufsicht über alle Festungen und Schlösser in Unserm Reiche und befehlen allen anderen Baumeistern, ihn in jeder Angelegenheit nach seinem Willen zu befragen.

Gegeben zu Pavia, den 18. August im Jahre 1502 nach Christi Geburt und im 2. Jahre Unserer Herrschaft in der Romagna.

Caesar Dux Romandiiae.«

So lautete der Passierschein Leonardos zur bevorstehenden Besichtigung der Festungen.

Um jene Zeit eroberte Cesare Borgia mit allen Möglichkeiten von Verrat und Verbrechen und mit Unterstützung des römischen Hohepriesters und des christlichsten Königs von Frankreich den alten Kirchenstaat, der angeblich noch von Kaiser Konstantin dem Großen den Päpsten geschenkt worden war. Er entriss die Stadt Faenza

ihrem rechtmäßigen Herrn, dem achtzehnjährigen Astorre Manfredi, und die Stadt Forli der Katharina Sforza; den Jüngling und die Frau, die seiner ritterlichen Ehre vertraut hatten, warf er in das Gefängnis der römischen Engelsburg. Er schloss ein Bündnis mit dem Herzog von Urbino, um ihn bald darauf zu entwaffnen, verräterisch zu überfallen und auszurauben, wie es die Räuber auf den Landstraßen tun.

Im Herbst 1502 unternahm er einen Feldzug gegen Bentivoglio, den Regenten von Bologna, um diese Stadt zu erobern und zur Hauptstadt seines Reiches zu machen. Ein Schrecken überfiel die Fürsten der Nachbarländer, denn jeder fühlte, dass er früher oder später Cesare zum Opfer fallen müsse, und dass dieser entschlossen sei, alle Nebenbuhler zu beseitigen und Alleinherrschер von Italien zu werden.

Am 28. September versammelten sich die Feinde des Herzogs von Valentino: Kardinal Pagolo, Herzog Gravina Orsini, Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Gian-Paolo Baglioni, der Regent von Perugia, Antonio Giordani da Venafro und der Gesandte des Regenten von Siena Pandolfo Petrucci in der Stadt Magiona in der Ebene von Carpi und schlossen ein geheimes Bündnis gegen Cesare. In dieser Versammlung schwur Vitellozzo Vitelli den Eid des Hannibal: den gemeinsamen Feind vor Ablauf eines Jahres zu töten, gefangen zu nehmen oder aus Italien zu verbannen.

Als sich die Kunde von dem zu Magiona abgeschlossenen Bündnis verbreitet hatte, traten diesem noch zahlreiche andere von Cesare beleidigte Fürsten bei. Das Herzogtum Urbino empörte sich und fiel von Cesare ab. Auch seine eigenen Truppen brachen ihm die Treue. Der König von Frankreich zögerte, ihm zu Hilfe zu kommen. Cesares Lage war verzweifelt. Doch auch von allen verraten und verlassen und fast wehrlos, flößte er den Feinden noch immer Schrecken ein. Diese hatten in kleinlichen Zwistigkeiten und

Erwägungen den günstigsten Zeitpunkt, um ihn zu vernichten, versäumt und ließen sich nun mit ihm in Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes ein. Durch List, Drohungen und Versprechen gelang es ihm, sie zu verführen und zu umgarnen und zwischen den Verbündeten Zwistigkeiten zu stiften. Mit der ihm eigenen Verstellungskunst lud er seine neuen Freunde, Liebenswürdigkeit heuchelnd, in die soeben eroberte Stadt Sinigaglia, unter der Vorspiegelung, dass er ihnen seine Treue nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten in einem gemeinsamen Feldzuge beweisen wolle.

Leonardo gehörte zu der nächsten Umgebung Cesare Borgias.

In dessen Auftrage schmückte er die neu eroberten Städte mit prächtigen Bauten, Palästen, Schulen, Bibliotheken; auf der Stelle der zerstörten Festung Castel' Bolognese baute er große Kasernen für Cesares Soldaten; er schuf den Hafen Porte-Cesenatico, den besten am westlichen Ufer der Adria, und vereinigte ihn durch einen Kanal mit Cesena; er legte den Grund zu der mächtigen Festung von Piombino, baute Kriegsmaschinen und zeichnete Karten. Während er den Herzog auf allen seinen Reisen begleitete und sich auch auf den Schauplätzen aller seiner Bluttaten – Urbino, Pesaro, Imola, Faenza, Cesena und Forli – in seinem Gefolge befand, führte er wie immer sein Tagebuch. Doch erwähnte er darin mit keinem Wort Cesares, als sähe er gar nicht, was um ihn vorging, oder als wolle er es nicht sehen. Sonst notierte er jede Kleinigkeit, die ihm auffiel: die Art, wie die Bauern von Cesena ihre Obstbäume durch Rebengirlanden verbanden; die Einrichtung der Hebel, mit denen die Domglocken von Siena geschwungen wurden; den sonderbaren Ton der Wasserstrahlen im Springbrunnen zu Rimini. Er skizzierte einen Taubenschlag und den Turm mit der Wendeltreppe im Schloss zu Urbino, aus dem der unglückliche, von Cesare ausgeraubte Herzog Guidobaldo soeben geflohen war, und

zwar nach Zeugnis der Zeitgenossen »im bloßen Hemde«. Er beobachtete, wie in der Romagna am Fuß der Apenninen die Hirten die Mündungen ihrer Hörner in schmale Felsspalten stecken, um so den Klang zu verstärken; der Ton wurde so stark, dass er, vom Echo verdoppelt, die ganze Ebene erfüllte und selbst von den auf den größten Entfernungen weidenden Herden vernommen wurde. Er stand tagelang allein am öden Meeresufer von Piombino und beobachtete, wie die Wellen kleine Steine, Holzstücke und Algen bald ans Ufer trieben, bald wieder fortschwemmt. »So kämpfen die Wellen um die Beute, die dem Sieger zufällt«, schrieb Leonardo. Während um ihn herum alle Gesetze der menschlichen Gerechtigkeit verhöhnt und verletzt wurden, bewunderte er, ohne jene Verbrechen zu verurteilen oder zu rechtfertigen, in dem scheinbar zufälligen und launischen, in der Tat aber gesetzmäßigen und unabänderlichen Spiele der Wellen die unverletzbaren Gesetze der göttlichen Gerechtigkeit, die der Urheber der ersten Bewegung in der Mechanik festgelegt hatte.

Am 9. Juni 1502 wurden im Tiber in der Nähe Roms die Leichen des jungen Fürsten von Faenza, Astorre, und seines Bruders, mit Stricken um den Hals und mit Steinen beschwert, gefunden; sie waren erdrosselt und in den Fluss aus der Engelsburg geworfen worden. Die Körper, die nach Aussage der Zeitgenossen »so schön waren, wie man kaum unter Tausenden ähnliche finden könnte«, wiesen Spuren widernatürlicher Schändung auf. Der Volksmund schrieb diese Gräuel Cesare zu.

Auf den gleichen Tag fällt folgende Notiz in Leonardos Tagebuch:

»In der Romagna gebraucht man Wagen mit vier Rädern, von denen die beiden vorderen klein, die beiden hinteren groß sind. Diese Konstruktion ist höchst sinnlos, denn nach

den Gesetzen der Physik - siehe §5 meiner ›Elemente‹ - ruht die ganze Last auf den Vorderrädern.«

So verschwieg er die gröbsten Verletzungen der Gesetze des geistigen Gleichgewichts und empörte sich über die Verletzung der Gesetze der Mechanik in der Konstruktion der romagniolischen Wagen.

//

In der zweiten Hälfte des Dezembers 1502 zog der Herzog von Valentino mit seinem ganzen Hof und Heer aus Cesena nach Fano. Diese Stadt lag an der Mündung des Flusses Arcilla in die Adria, zwanzig Meilen von Sinigaglia entfernt, wo Cesare eine Zusammenkunft mit den früheren Verbündeten Oliverotto da Fermo, Orsini und Vitelli verabredet hatte. Ende Dezember reiste auch Leonardo aus Pesaro zu Cesare.

Er hatte Pesaro am frühen Morgen verlassen und hoffte Fano noch vor Abend zu erreichen, geriet aber in einen Schneesturm. Die Berge waren mit unpassierbarem Schnee bedeckt. Die Maultiere glitten fortwährend auf den eisbedeckten Steinen aus. Der schmale Bergpfad führte dicht am Rand des Abhangs; unten zerschellten die schwarzen Wellen der Adria am schneeverwehten weißen Ufer. Zum Schrecken des Führers scheute sein Maultier, als es einen Gehenkten witterte, der an dem Aste einer Espe baumelte.

Inzwischen war es ganz finster geworden. Sie ließen die Zügel hängen und ritten aufs Geratewohl, den klugen Tieren vertrauend. In der Ferne wurde ein Lichtschein sichtbar. Der Führer erkannte die große Herberge bei Novilara. Dieses Bergnest lag genau in der Mitte des Weges zwischen Pesaro und Fano.

Sie mussten lange an das eisenbeschlagene Tor klopfen, das einem Festungstor glich. Endlich erschien ein verschlafener Stallknecht mit einer Laterne in der Hand, etwas später kam auch der Wirt. Er verweigerte ihnen das Nachtlager mit der Begründung, dass nicht nur alle Zimmer, sondern auch die Pferdestallungen überfüllt seien; in jedem Bett schliefen wenigstens drei Mann, und es seien lauter

vornehme Leute – Offiziere und Herren aus dem Gefolge des Herzogs.

Als Leonardo seinen Namen nannte und seinen Pass mit Unterschrift und Siegel des Herzogs vorzeigte, bot ihm der Wirt unter tausend Entschuldigungen sein eigenes Zimmer an, in dem vorläufig nur drei Offiziere aus dem verbündeten französischen Regiment von Yves d'Allegre untergebracht seien; diese hätten sich betrunken und schliefen jetzt wie Tote; er selbst wolle mit seiner Frau in der Kammer neben der Schmiede übernachten.

Leonardo trat ins Gastzimmer, das zugleich als Esszimmer und Küche diente, und wie alle Gastzimmer in der Romagna schmutzig und verrostet war und feuchte Flecken auf den abgebröckelten Wänden aufwies. Auf einer Stange schlummerten Hennen und Perlhühner, in einem Bretterverschlag grunzten Ferkel, und an den rauchgeschwärzten Deckenbalken hingen Reihen goldgelber Zwiebeln, Blutwürste und Schinken. Im großen Herd, mit überhängendem, gemauertem Schornstein, zischte auf einem Bratspieß über einem großen Feuer ein ganzes Schwein. Der rote Widerschein des Herdfeuers beleuchtete die an langen Tischen sitzenden Gäste. Sie aßen, tranken, schrien, stritten, spielten Würfel, Dame und Karten. Leonardo setzte sich zum Herd und wartete auf das bestellte Nachtmahl.

Am nächsten Tische, an dem Leonardo u. a. den alten Hauptmann der herzoglichen Lanzenreiter Baldassare Scipione, den ersten Hofrentmeister Alessandro Spanocchia und den Gesandten von Ferrara, Pandolfo Colenuccio, erkannte, predigte ein unbekannter Mann mit ungewöhnlicher Begeisterung und mit den Händen fuchtelnd mit hoher quietschender Stimme:

»Signori, ich kann es durch Beispiele aus der neuen und alten Geschichte mathematisch genau beweisen! Denkt nur

an die Reiche, die ihren Ruhm in Kriegen erworben haben: an Rom, Sparta, Athen, Ätolien, Achaia und die vielen anderen Länder jenseits der Alpen. Alle großen Eroberer haben ihre Heere stets aus den Bürgern ihres eigenen Volkes gebildet: Ninos aus den Assyriern, Kyros aus den Persern, Alexander aus den Mazedoniern ... Freilich haben Pyrrhus und Hannibal ihre Siege mit Hilfe von Söldnern errungen; doch haben wir es nur der ungewöhnlichen Begabung dieser Heerführer zuzuschreiben, die es verstanden haben, den fremdländischen Soldaten den Mut und die Begeisterung einer Volksmiliz einzuflößen. Achtet doch bitte auf die Grundlehre, den Grundstein der Kriegswissenschaft: die Infanterie, nur die Infanterie allein entscheidet die Stärke eines Heeres; doch keineswegs die Kavallerie und noch viel weniger die unsinnigste Errungenschaft der Neuzeit – die Artillerie mit ihrem Pulver!

...«

»Ihr geht zu weit, Messer Niccolo«, wandte mit verbindlichem Lächeln der Hauptmann der Lanzenreiter ein. »Die Geschütze gewinnen mit jedem Tag an Bedeutung. Was Ihr auch von den Römern und Spartanern sagen mögt, ich wage zu behaupten, dass die modernen Heere viel besser bewaffnet sind, als die alten. Ich sage das nicht, um Ew. Gnaden zu verletzen, aber eine Schwadron französischer Reiter oder eine Abteilung Artillerie mit dreißig Bombarden ist imstande, einen ganzen Felsen umzuwerfen, nun gar erst eine Abteilung Eurer römischen Infanterie!«

»Es sind Sophismen! Nichts als Sophismen!«, ereiferte sich Messer Niccolo. »In Euren Worten, Signore, erkenne ich jene verderbliche Verirrung, die den besten Heerführern unserer Zeit die Wahrheit verschleiert. Wartet nur, einst werden Horden nordischer Barbaren mit diesem Irrtum aufräumen. Dann werden die Italiener die Ohnmacht der Söldnertruppen einsehen und sich davon überzeugen, dass Kavallerie und Artillerie keinen roten Heller wert sind im Vergleich mit der

Macht der regulären Infanterie; dann aber wird es zu spät sein ... Wie können nur Menschen so sichtbare Tatsachen leugnen? Bedenkt doch wenigstens, dass Lucullus mit einer kleinen Abteilung Fußvolk die hundertundfünftausend Reiter des Tigranus vernichtet hat, obwohl unter den letzteren einzelne Kohorten waren, die sich mit den heutigen französischen Reiterschwadronen messen könnten! ...«

Leonardo sah ganz erstaunt auf diesen Mann, der von den Siegen des Lucullus mit solcher Bestimmtheit sprach, als ob er selbst dabei gewesen wäre.

Der Fremde trug ein langes Gewand von vornehmem Schnitt aus dunkelrotem Tuch mit gerade fallenden Falten, wie es hohe Würdenträger der Florentiner Republik und vornehmlich Gesandtschaftssekretäre tragen. Das Gewand sah aber etwas abgetragen aus: an einzelnen, wenn auch wenig sichtbaren Stellen hatte es Flecken, und seine Ärmel glänzten. Der Hemdkragen, der als dünner Streifen unter dem hoch zugeknöpften Rock hervortrat, ließ darauf schließen, dass auch die Wäsche nicht ganz sauber war. Er hatte große knochige Hände mit einer Verdickung am Mittelfinger, die Leuten, die viel schreiben, eigen ist; auch Tintenflecke wiesen die Finger auf. Sein Äußeres war wenig majestatisch und respekt einflößend. Er war nicht alt, vielleicht in den Vierzigern, hager, schmalschultrig und hatte ungewöhnlich lebhafte, eckige, scharf ausgeprägte und höchst eigentümliche Gesichtszüge. Während des Gesprächs hob er zuweilen seine flache, lange Nase, die einem Entenschnabel glich, warf seinen kleinen Kopf in den Nacken, kniff die Augen zusammen und schob nachdenklich seine breite Unterlippe vor; wenn er dabei noch über den Kopf desjenigen, mit dem er sprach, hinwegblickte, gleichsam in die Ferne sah, so glich er einem scharfsichtigen Vogel, der, ganz Spannung, seinen langen dünnen Hals reckt und seinen Blick auf einen erstaunlich weit entfernten

Gegenstand richtet. Seine hastigen Gebärden, die fieberhafte Röte seiner braunen, rasierten, eingefallenen Wangen mit den breiten Backenknochen und besonders seine großen, grauen, durchdringenden Augen ließen auf inneres Feuer schließen. Diese Augen wollten böse scheinen; doch konnte man in ihnen zuweilen neben dem Ausdruck kalter Erbitterung und beißenden Spottes auch etwas wie Schüchternheit und Hilflosigkeit lesen.

Messer Niccolo entwickelte seinen Gedanken über die Bedeutung der Infanterie im Kriege weiter, und Leonardo staunte über diese Vermengung von Wahrheit und Lüge, grenzenloser Dreistigkeit und sklavischer Nachäffung der Alten in den Worten dieses Mannes. Um die Zwecklosigkeit der Geschütze zu beweisen, erklärte er, wie schwer das Schießen mit Geschützen größeren Kalibers sei: denn ihre Kugeln flögen entweder viel zu hoch über den Köpfen der Feinde dahin, oder aber zu niedrig, ohne ihr Ziel zu erreichen. Dem Künstler fiel diese treffende und scharfsinnige Bemerkung auf, denn er kannte aus eigener Erfahrung diesen Fehler der großen Bombarden. Gleich darauf aber stellte Niccolo die Behauptung auf, Festungen könnten unmöglich einen Staat schützen, wobei er auf die Römer, die keine Festungen bauten, und auf die Spartaner hinwies, die ihre Stadt nie befestigten, weil der Mut der Bürger die Mauern ersetzen sollte. Als ob alle Meinungen und Handlungen der Alten unanfechtbar seien, zitierte er den allen Scholaren bekannten Ausspruch eines Spartaners über die Mauern von Athen: »Sie würden von Nutzen sein, wenn die Stadt ausschließlich von Frauen bewohnt wäre.«

Leonardo hörte nicht das Ende des Streites, denn der Wirt geleitete ihn in das für ihn im oberen Stockwerk vorbereitete Zimmer.

///

Über Nacht war der Schneesturm stärker geworden. Der Führer weigerte sich, weiterzureisen und behauptete, bei solchem Wetter würde ein guter Mensch nicht einmal seinen Hund aus dem Haus jagen. Der Künstler musste noch einen Tag warten.

Um die Zeit totzuschlagen, begann er im Küchenherd einen von ihm erfundenen selbsttätigen Bratspieß einzurichten. Die Einrichtung bestand aus einem großen Schaufelrad, das, durch den Luftzug im Ofenrohr gedreht wurde und seinerseits den Bratspieß antrieb.

»Mit dieser Maschine«, erklärte Leonardo den erstaunten Zuschauern, »hat der Koch nicht zu befürchten, dass ihm der Braten verbrennt, denn die Wirkung des Feuers bleibt unverändert: wenn die Hitze größer ist, so dreht sich der Spieß rascher; sinkt sie, so dreht er sich langsamer.«

Mit diesem vollkommenen Bratspieß gab sich der Künstler mit der gleichen Liebe und Begeisterung ab wie mit den Menschenflügeln.

Im gleichen Zimmer erklärte indessen Messer Niccolo einigen jungen Sergeanten der französischen Artillerie, die passionierte Spieler waren, das von ihm angeblich auf Grund abstrakt-mathematischer Gesetze erfundene System, im Würfelspiel sicher zu gewinnen und den Launen der »Buhlerin Fortuna«, wie er das Glück nannte, zu begegnen. Er erläuterte sein System in klugen und schönen Sätzen; sooft er es aber an einem Beispiel demonstrieren wollte, verlor er zu seinem eigenen Erstaunen und zur Schadenfreude der Zuschauer seinen Einsatz. Er tröstete sich aber damit, dass ihm bei der Anwendung der weisen Regel irgendein Rechenfehler unterlaufen sei. Das Spiel hatte einen für Messer Niccolo höchst unangenehmen

Ausgang: als es ans Bezahlen ging, erwies sich, dass sein Beutel leer war und dass er auf Pump gespielt hatte.

Spät abends kam in die Herberge mit einer Unmenge Koffer und Kisten und in Begleitung zahlreicher Diener, Pagen, Reitknechte, Narren, Mohrinnen und zur Belustigung dienender Tiere die vornehme venetianische Cortesane, die »edle Buhlerin« Lena Griffa; es war dieselbe, die einst in Florenz den Auftritt mit den kleinen Inquisitoren des heiligen Heeres von Fra Girolamo Savonarola hatte.

Vor zwei Jahren hatte Monna Lena, dem Beispiel vieler ihrer Freundinnen folgend, die sündige Welt verlassen und als büßende Magdalena den Schleier genommen. Sie tat es nur, um später ihren Preis im berühmten »Tarif der Cortesanen oder Diskurs für vornehme Fremde, in dem die Preise und Eigenschaften aller Cortesanen Venedigs sowie die Namen ihrer Kupplerinnen verzeichnet sind«, erhöhen zu können. Die dunkle Nonnenpuppe entwickelte sich zu einem glänzenden Schmetterling. Lena Griffa machte schnell Karriere: wie es bei den besseren Cortesanen üblich war, hatte sich das venetianische Straßenmädchen, die »*mammola*«, einen gar prächtigen Stammbaum konstruiert, aus dem ersichtlich war, dass sie eine natürliche Tochter des Bruders des Mailänder Herzogs – des Kardinals Ascanio Sforza sei. Um die gleiche Zeit avancierte sie zur Hauptmätresse eines altersschwachen und halb blödsinnigen, doch steinreichen Kardinals. Zu diesem reiste sie eben von Venedig nach Fano, wo sie der Monsignore am Hof Cesare Borgias erwartete.

Der Wirt geriet in große Verlegenheit: einer so vornehmen Person, »Ihrer Hochwürden«, der Mätresse eines Kardinals, konnte er nicht gut das Nachtlager verweigern, und doch hatte er im ganzen Haus kein einziges freies Zimmer. Schließlich gelang es ihm, einige Kaufleute aus Ancona zu überreden, gegen einen bedeutenden Preisnachlass in die

Schmiede zu übersiedeln und ihr Zimmer dem Gefolge der edlen Buhlerin abzutreten. Die Dame selbst wollte er im Zimmer Messer Niccolos und der französischen Offiziere vom Regiment Yves d'Allegre unterbringen; diese sollten aber in die Schmiede zu den Kaufleuten gehen.

Niccolo geriet außer sich und fragte den Wirt, ob er bei Sinnen sei, ob er wisse, mit wem er es zu tun habe, und was er sich eigentlich denke, wenn er wegen einer hergelaufenen Straßendirne anständige Menschen so frech behandle. Hier mischte sich aber die Wirtin ein, die recht gesprächig und tapfer war und »ihre Zunge nicht beim Juden als Pfand liegen hatte«. Sie empfahl Messer Niccolo, mit dem Schimpfen etwas zu warten und zuerst die Rechnung für seine Verpflegung sowie für die seiner Diener und der drei Pferde zu begleichen und bei dieser Gelegenheit auch die vier Dukaten zurückzuzahlen, die ihm ihr Mann aus Herzensgüte noch am vergangenen Freitag geliehen habe. Wie vor sich selbst, aber immerhin noch so laut, dass es alle verstehen konnten, wünschte sie allen Hochstaplern und Gaunern, die die Landstraßen unsicher machen, sich als große Herren ausgeben, mit der Zeche durchgehen und dabei anständige Menschen von oben herab behandeln, »böse Ostern«.

In den Worten der Wirtin war wohl auch etwas Wahres enthalten. Wenigstens wurde Niccolo sofort still; er schlug vor ihren drohenden Blicken die Augen nieder und schien sich zu überlegen, wie er sich einigermaßen anständig zurückziehen könne.

Inzwischen hatten die Diener sein Gepäck herausgetragen. Ein hässlicher Affe, ein Liebling von Monna Lena, der während der Reise halb erfroren war, schnitt jämmerliche Fratzen und sprang auf den Tisch, auf dem die Papiere, Schreibfedern und Bücher Messer Niccolos, darunter die

Dekaden des Titus Livius und die »Lebensbeschreibungen berühmter Männer« des Plutarch, herumlagen.

»Messere«, wandte sich Leonardo an ihn mit freundlichem Lächeln: »Wenn Ihr mit mir mein Zimmer teilen wolltet, so wäre es mir eine große Ehre, Ew. Gnaden diese kleine Gefälligkeit erweisen zu können.«

Niccolo sah ihn etwas erstaunt an und schien noch verlegener. Er bemeisterte aber sofort seine Verlegenheit und dankte mit großer Würde.

Sie gingen in Leonardos Zimmer, und der Künstler trat seinem Zimmergenossen den besseren Platz ab.

Je länger er ihn beobachtete, umso anziehender und interessanter erschien ihm dieser sonderbare Mensch.

Er nannte seinen Namen und Stand: Niccolo Machiavelli, Sekretär des Rates der Zehn der Florentiner Republik.

Vor drei Monaten hatte die schlaue und vorsichtige Signorie diesen Sekretär zu Cesare Borgia geschickt, den sie zu überlisten hoffte, indem sie seine positiven Vorschläge, einem Schutzbündnis gegen die gemeinsamen Feinde Bentivoglio, Orsini und Vitelli beizutreten, mit platonischen und zweideutigen Freundschaftsbeteuerungen beantwortete. In Wirklichkeit fürchtete die Republik den Herzog und wollte ihn weder unter ihren Feinden, noch unter ihren Freunden haben. Messer Niccolo Machiavelli besaß keinerlei wirkliche Vollmachten, er hatte nur den Auftrag, eine freie Passage für die Florentiner Kaufleute durch die Besitzungen des Herzogs an der adriatischen Küste zu erwirken. Diese Frage hatte übrigens eine große Bedeutung für den Handel, »diese Amme der Republik«, wie es im Beglaubigungsschreiben des Gesandten hieß.

Auch Leonardo nannte ihm seinen Namen und seine Stellung am Hof des Herzogs von Valentino. Sie kamen ins

Gespräch und unterhielten sich mit jener natürlichen Leichtigkeit und dem gegenseitigen Vertrauen, wie es oft im Gespräche verschieden gearteter, einsamer und denkender Männer auftritt.

»Messere«, sagte Niccolo gleich am Anfang des Gesprächs mit einer Offenheit, die auf den Künstler einen ausgezeichneten Eindruck machte, »ich weiß natürlich, dass Ihr ein großer Meister seid. Ich muss aber gleich bemerken, dass ich von Malerei nichts verstehe und sie sogar nicht liebe, obwohl ich gern zugeben will, dass diese Kunst mir darauf die gleiche Antwort geben kann, die einst Dante einem Spötter, der ihm auf der Straße eine Feige zeigte, gab: >Selbst für hundert deiner Feigen gebe ich nicht eine von den meinigen.< Ich habe aber auch gehört, dass der Herzog Euch für einen großen Meister in der Kriegswissenschaft hält, und gerade über militärische Dinge möchte ich mit Ew. Gnaden reden. Ich war immer der Ansicht, dass dieser Gegenstand eine umso größere Beachtung verdiene, als die Größe der Völker auf ihrer Kriegsmacht und auf der Qualität und der Quantität ihrer stehenden Heere beruht, wie ich es in dem von mir beabsichtigten Werke >Von den Monarchien und Republiken< beweisen werde. Ich will darin die natürlichen Gesetze, die das Leben, die Entwicklung, den Verfall und den Untergang eines Staates regieren und bedingen, mit der gleichen Präzision untersuchen und festlegen, mit der der Mathematiker die Gesetze der Zahlen und der Naturforscher die der Mechanik und Physik behandelt ...«

Hier hielt er inne und bemerkte mit gutmütigem Lächeln:

»Verzeiht, Messere! Mir scheint, dass ich Eure Liebenswürdigkeit missbrauche: vielleicht interessiert Euch meine Politik ebenso wenig, wie mich Eure Malerei? ...«

»Nein, nein, ganz im Gegenteil!«, erwiderte der Künstler.
»Besser ist es, wenn ich mit Euch ebenso offen spreche, wie

Ihr mit mir, Messer Niccolo. Die gewöhnlichen Gespräche der Leute über Krieg und Staat mag ich in der Tat nicht leiden, denn sie sind meistens hohl und verlogen. Aber Eure Ansichten sind von den allgemein verbreiteten so verschieden, so neu und ungewöhnlich, dass ich Euch – Ihr könnt es mir glauben – mit dem größten Genuss zuhöre.«

»Nehmt Euch in Acht, Messer Leonardo!«, warnte Niccolo mit noch gutmütigerem Lächeln. »Dass Ihr es nur nicht bereut! Ihr kennt mich noch nicht. Denn die Politik ist mein Steckenpferd, und wenn ich einmal anfange, so höre ich nicht eher auf, als bis Ihr mir Schweigen gebietet. Mein größtes Vergnügen ist – mit klugen Menschen über Politik zu sprechen. Aber leider sind die Klugen selten! Unsere vornehmen Herren interessieren sich nur für die Marktpreise von Wolle und Seide; aber ich –«, er sagte es mit stolzem und bitterem Lächeln, »ich bin einmal so beschaffen, dass ich weder über Verlust und Gewinn, noch über Seide und Wolle zu reden verstehe und daher entweder schweigen, oder aber über Staatsangelegenheiten sprechen muss.«

Der Künstler beruhigte ihn noch einmal, und um das angefangene Gespräch, das ihm in der Tat höchst interessant erschien, wieder in Fluss zu bringen, fragte er ihn:

»Ihr sagtet soeben, Messere, dass die Politik eine exakte Wissenschaft sein müsse, wie die Naturwissenschaft, die auf Mathematik fußt und ihre Lehrsätze aus dem Experiment und der Beobachtung der Natur schöpft. Habe ich Euch richtig verstanden?«

»Ja, vollkommen richtig!«, sagte Machiavelli. Er hatte die Brauen zusammengezogen und blickte, ganz Spannung, über den Kopf Leonardos hinweg. So glich er einem scharfsichtigen Vogel, der seinen Blick auf einen erstaunlich weit entfernten Gegenstand richtet und dabei seinen langen, dünnen Hals reckt.

»Vielleicht wird es mir auch nicht gelingen, mein Vorhaben auszuführen«, fuhr er fort, »aber ich will den Menschen über ihre Einrichtungen Dinge sagen, wie sie sie noch von niemand gehört haben. Weder Plato in seiner ›Republik‹, noch Aristoteles in seiner ›Politik‹, noch der heilige Augustinus in seinem ›Staate Gottes‹, noch irgendeiner von denen, die über den Staat geschrieben haben, hat die Hauptsache berücksichtigt: nämlich die Naturgesetze, die das Leben eines jeden Volkes regieren und außerhalb des menschlichen Willens, des Guten und des Bösen, stehen. Alle sprechen nur davon, was gut und schlecht, edel und niedrig erscheint, und von Staatsformen, wie sie sein müssen und wie sie in Wirklichkeit weder existieren noch existieren können. Ich will aber diese Dinge nicht wie sie sein sollten und nicht wie sie einem erscheinen, sondern wie sie *sind*, erforschen. Ich will die Natur jener großen Körper, die man Republiken und Monarchien nennt, ohne Liebe und Hass, ohne Lob und Verurteilung untersuchen, genauso wie der Mathematiker die Natur der Zahlen und der Anatom den Bau des Körpers erforscht. Ich weiß, dass es ein schweres und gefährliches Beginnen ist, denn die Menschen nehmen nichts so übel und rächen nichts so bitter, als wenn man ihnen in politischen Dingen die Wahrheit sagt. Ich will ihnen aber trotzdem die Wahrheit sagen, und wenn sie mich auch dafür auf den Scheiterhaufen werfen, wie den Fra Girolamo!«

Mit unwillkürlichen Lächeln beobachtete Leonardo den Ausdruck der prophetischen und zugleich leichtsinnigen, gleichsam kindischen Verwegenheit in Machiavellis Augen, die in sonderbarem, beinahe wahnsinnigem Feuer glänzten. Er dachte sich:

»Mit welcher Aufregung spricht er über die Ruhe, mit welcher Leidenschaftlichkeit über die Leidenschaftslosigkeit!«

»Messer Niccolo«, versetzte der Künstler, »wenn es Euch gelingt, Euren Plan auszuführen, so wird Euren Entdeckungen die gleiche Bedeutung zukommen wie die der Geometrie des Euklides und die der Forschungen des Archimedes in der Mechanik.«

Das Neue in Niccolos Gedanken kam Leonardo in der Tat erstaunlich vor. Er erinnerte sich noch an die Randbemerkung, die er vor dreizehn Jahren in seinem Buch mit den Zeichnungen von inneren Organen des menschlichen Körpers gemacht hatte:

»Der Höchste möge mir helfen, die Natur der Menschen, ihre Sitten und Gewohnheiten ebenso zu erfassen, wie ich jetzt den inneren Bau des menschlichen Körpers begriffen habe.«

IV

Sie sprachen lange miteinander. Leonardo fragte ihn unter anderem, wie er dazu käme, in seinem gestrigen Gespräch mit dem Hauptmann der Lanzenreiter den Festungen, Feuerwaffen und dem Pulver jede Bedeutung abzusprechen; ob es nicht gar ein Scherz gewesen sei?

»Die alten Spartaner und Römer«, erwiderte Niccolo, »die doch unfehlbare Meister in der Kriegskunst waren, hatten keine Ahnung vom Pulver.«

»Haben wir denn nicht aus Experimenten und der Erforschung der Natur«, rief der Künstler aus, »vieles gelernt, woran die Alten gar nicht zu denken wagten, und lernen wir denn nicht auch heute jeden Tag neue Dinge?«

Machiavelli blieb hartnäckig bei seiner Meinung.

»Ich bin der Ansicht«, wiederholte er, »dass die modernen Völker in Kriegs- und Staatssachen Fehler begehen, wenn sie nicht den Lehren der Alten folgen.«

»Ist denn eine solche Nachahmung überhaupt möglich, Messer Niccolo?«

»Warum denn nicht? Sind denn die Bewegungen, die Kräfte, ist die Ordnung der Menschen und der Elemente, der Sonne und des Himmels heute anders als im Altertum?«

Keinerlei Beweggründe konnten ihn von dieser Meinung abbringen. Leonardo sah, dass er, der in allen anderen Dingen verwegen und oft frech war, plötzlich abergläubisch und ängstlich wie ein Schulpedant wurde, sobald die Rede auf die Antike kam.

»Seine Pläne sind wirklich groß, wird er sie aber auch ausführen können?«, fragte sich der Künstler. Unwillkürlich fielen ihm die Regeln für das Würfelspiel ein, die so geistreich erschienen, solange sie Machiavelli theoretisch

dozierte, und so kläglich versagten, als er sie im wirklichen Spiel demonstrieren wollte.

»Wisst Ihr, Messere«, rief plötzlich Niccolo während des Streites mit dem Ausdruck großer Freude in den Augen. »Je länger ich Euch zuhöre, umso mehr staune ich und traue meinen Ohren nicht! ... Bedenkt doch nur, welche sonderbare Konstellation der Gestirne dazu notwendig war, damit sich zwei Männer wie wir begegneten! Ich behaupte, dass es drei Arten von Menschen gibt: erstens solche, die alles selbst sehen und erraten; zweitens solche, die Dinge sehen, auf die sie von andern aufmerksam gemacht werden; und schließlich solche, die weder selbst etwas merken, noch sich belehren lassen. Die ersten - sind die besten und seltensten; die zweiten - gut und mittelmäßig, die letzten - sind die häufigsten und untauglichsten. Ich zähle Ew. Gnaden und vielleicht auch mich selbst - um nicht in den Geruch übertriebener Bescheidenheit zu kommen - zu der ersten Kategorie. Warum lacht Ihr? Habe ich denn unrecht? Ihr könnt Euch dabei denken, was Ihr wollt; was aber mich betrifft, so glaube ich, dass unsere Begegnung nicht zufällig ist, dass sie vielmehr vom Schicksal beabsichtigt war und dass ich in meinem ganzen Leben keine zweite Begegnung solcher Art erleben werde; denn ich weiß, wie wenig kluge Menschen es in der Welt gibt. Um aber unserer Unterhaltung die Krone aufzusetzen, gestattet mir, eine herrliche Stelle aus dem Livius vorzulesen und meine Erklärungen dazu zu geben.«

Er nahm das Buch vor, rückte einen fast heruntergebrannten Talglichtstumpf heran, setzte sich eine eiserne, zerbrochene, aber sorgfältig mit einem Faden verbundene Brille mit großen runden Gläsern auf und nahm einen ernsten, feierlichen Gesichtsausdruck an, als ob er beten oder eine andere religiöse Handlung vornehmen wolle.

Er zog die Brauen hoch und hob den Zeigefinger, um jenes Kapitel aufzuschlagen, in dem dargelegt ist, dass schlecht eingerichtete Staaten an ihren Siegen und Eroberungen eher zugrunde gehen, als zur Blüte gelangen. Kaum hatte er aber die ersten, wie Erz dröhnenden Worte des feierlichen Livius vorgelesen, als die Tür leise aufgemacht wurde und ein kleines gebücktes und runzliges altes Weib ins Zimmer trat.

»Signori«, sagte sie mit ihrem zahnlosen Mund, sich tief verbeugend, »entschuldigt die Störung. Ein Liebling meiner Herrin, der erlauchtesten Madonna Lena Griffa, ein Kaninchen mit blauer Halsschleife ist entlaufen. Wir haben schon das ganze Haus abgesucht und wissen nun gar nicht, wo es sein könnte ...«

»Hier gibt es keine Kaninchen«, unterbrach sie Messer Niccolo böse. »Macht, dass Ihr weiter kommt!«

Er erhob sich, um die Alte wegzujagen, blieb aber plötzlich stehen, musterte sie aufmerksam durch seine Brillengläser, ließ dann die Brille auf die Nasenspitze gleiten, sah die Alte noch einmal über die Gläser hinweg an, schlug die Hände zusammen und rief aus:

»Monna Alvigia! Bist du es, alte Hexe? Ich meinte, die Teufel hätten dich schon längst mit ihren Haken in die Hölle geschleppt ...«

Die Alte kniff ihre schwachen, schlauen Augen zusammen, grinste und erwiderte die liebevollen Flüche mit einem freundlichen Lächeln ihres zahnlosen Mundes, das sie noch hässlicher erscheinen ließ.

»Messer Niccolo! Wie lange haben wir uns nicht gesehen! Das hatte ich wirklich nicht erwartet, dass wir uns in diesem Leben noch einmal begegnen würden!«